

Die Nacht zum neuen Jahr : Erzählung

Autor(en): **Scherer, Joh.P.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **56 (1952-1953)**

Heft 7

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665629>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE NACHT ZUM NEUEN JAHR

Erzählung von Joh. P. Scherer

Er war sehr krank gewesen. Und Krankheit ist Dunkelheit und Alleinsein. Aber man hatte ihn dem Leben und dem Licht zurückgegeben. Nun stand er in einem grossen Saal des Sanatoriums, ein wenig taumelig vielleicht und auch ängstlich.

Da kam sie durch die Türe. Jung und mit zärtlichen Augen. Sie sah ihn an und lächelte; und auch in ihm wurde es Licht.

«Guten Morgen», sagte er froh.

«Guten Abend», erwiderte sie. Ach ja, der Tag war vorbei. Doch für ihn hatte das Leben von neuem begonnen, und darum wurde ihm auch die Nacht zum Morgen. Er schaute sie an. Braune Haare hatte sie, und ein Gesicht, nicht voll, nicht schmal, es war ein gutes Gesicht, es war ein schönes Gesicht, weil gute Gesichter immer schön sind. Ihre Augen waren gross und tief, und auf den Lidern lagen dunkle Schatten, die von Fieber und Krankheit erzählten. Unter dem Arm trug sie ein schmales Buch.

«Sie lesen gern?» fragte er.

«Gewiss. Am liebsten Gedichte.»

Begeistert hob sie die Hand und kam näher. Sie war kleiner als er und sehr jung.

«Ja, Gedichte», sagte er eifrig. «Es gibt nichts Schöneres. Sie sind in Worte gegossene Musik. Sie sind vielleicht das Leid, die Sehnsucht und die Freude. Man sollte nichts anderes lesen als Gedichte.»

«... als gute Gedichte», verbesserte sie und ging an ihm vorbei an einen Tisch.

Ihr Lächeln verliess ihn nicht, es hatte sich in ihm verfangen und glimmte weiter und machte ihn glücklich. Wie ein kleiner Glanz war es in ihm gefallen und gehörte ihm.

«Sie lachen? Sind Sie froh?» fragte eine knarrende Stimme. Ein Mann stand vor ihm und betrachtete ihn mit wehmütigem Spott.

«Ja», sagte er, «ja, ich bin froh.»

«Seien Sie dankbar, dass sie froh sein können.» Er ist gross und hager und hat einen breiten, bittern Mund. «Froh sein, das kommt bei uns selten vor. Wir sind ja keine Menschen mehr, wir sind

Gespenster aus einer Welt, die wir noch nicht betreten haben. Man hat nur vergessen, uns zu begraben.»

Es ist nicht gut, dass der Mann dies sagt. Er verlöscht damit in ihm jenes kleine Lächeln, das er aufbewahren wollte. Dunkelheit schiebt er darüber und Trauer. Das darf nicht sein. Darum wendet er sich von ihm ab und geht zwischen den Tischen hindurch, die im grellen Schein der vielen Lampen liegen. In Winkeln und Ecken kauern kleine Schattenfetzen wie dunkle Tücher. Irgendwo hustet jemand, weint eine Frau, spricht laut und zornig ein Mann. Es riecht nach Dunkelheit und Nacht. Wie gähnende Höhlen sind die Fenster

Um die Tische sitzen Männer und Frauen, alte und junge. Sie alle lebten einst irgendwo in der Welt, hatten Familie, Beruf und Freunde. Aber dann kam wie eine schwere Hand die Krankheit, tupfte diesen und jenen an, so dass er plötzlich aus den Reihen der Gesunden geschieden wurde. Und wie der Herbstwind die Blätter auf den Strassen zusammenfegt, so hatte die Krankheit sie hier hinaufgeweht, dem Himmel nah und den Bergen.

Nun sitzen sie hier. Noch umweht sie der Geruch jener Betten, in denen sie Wochen und Monate lagen. Sie wollen Neujahr feiern, unter fremden Menschen, und tragen doch dies alles noch in sich: Heim, Familie und Freunde.

Er geht von Tisch zu Tisch. Bald ist Mitternacht; und schon wünscht er allen viel Glück im neuen Jahr. Er drückt Hände, feuchte und trockene, heisse und kalte. Sie alle schafften einmal, waren nützlich und brachten Werte hervor; nun aber sind sie im Nichtstun erschlaft.

Und wieder steht er vor ihr. Von neuem entzündet sich in ihren Augen ein kleines Lächeln.

Leise sagt er: «Wollen wir auf den Balkon hinaus gehen?»

«Ja, gern.»

Still gingen sie hinaus. Draussen schneite es in weichen, grossen Flocken. Er wusste nicht, warum der Schnee ihn stets so seltsam anrührte, warum er ihn traurig und müde machte und doch eine

wunderliche Freude in ihm auslöste. Dieses Gleiten weisser Flocken, warum kam ihm dabei so Fernes in den Sinn: die Mutter, der Vater, sanftes Läuten kleiner Glocken? Mit schmerzlicher Sehnsucht fühlte er, dass er allein sei.

Dort fiel der Schnee. Und hier stand sie, von neuem lächelnd mit feuchten, roten Lippen.

Sie sagte: «Wie es auf einmal schneit.»

«Ja, und doch: dort scheint der Mond.»

Aus den Fenstern des grossen und schweren Sanatoriums floss in schmalen Bächen das Licht. Es wischte helle Flecken aus der Finsternis, darin flimmerte und glitzerte es, kleine Lichtpunkte perlten auf und verlöschten.

Und wieder sprach er: «Manchmal möchte man fliehen, irgendwohin, wo man vergessen kann und sich freut; und wo dies alles, das uns das Herz wund macht: Krankheit, Tod und Alleinsein, unwesentlich wäre. Wo man vielleicht glücklich sein könnte. Aber es schneit. Ich liebe den Schnee, obwohl er mich traurig macht.»

Sie scheint ihn nicht zu hören. Sie schweigt lange, dann sagt sie: «Vielleicht gehe ich bald fort.»

Man wartet auf Sie?»

«Ich habe einen Freund, aber ich weiss nicht, ob er auf mich wartet.»

«Auf uns wartet niemand», sagte er hart. «Wie wollte man auch. Es dauert zu lange.»

Mit einem merkwürdig vergrübelten Ernst sah sie ihn an. «Ja, es dauert lange. Und doch darf man nicht schwach werden und sich selber bemitleiden.»

«Gewiss nicht, sonst hat man das Spiel verloren. Man sollte vielleicht überhaupt nicht denken. Um dieses Leben zu ertragen, muss man entweder sehr weise oder sehr dumm sein.»

Da schüttelte sie den Kopf. «Weder weise noch dumm, nur tapfer. Aber das sind wir leider nicht. Wir sind auch seelisch krank. Die Tuberkulose hat uns zu Boden gedrückt, und wir sind liegen geblieben, das ist es.»

Er weiss: sie hat recht. Und doch: es ist nicht so einfach. Man war gesund, man glaubte an die Zukunft, aber dann kam der Tod, nein, nur der Gedanke an ihn, und mit ihm die langen Nächte, die Sehnsucht, die Hoffnungslosigkeit. Und alles wurde anders.

Sie fuhr leise fort, als stehe er nicht neben ihr: «Wenn es nur nicht so schwer wäre, tapfer zu sein. Man wehrt sich, man kämpft, und doch

mündet alles bei uns in der Trauer. Es ist, als lebe man am Rande einer verzweifelten Nacht. Man kann sich nicht vergessen. Man sagte sich immer wieder: der Tod ist vielleicht gut und gerecht. Aber das sind ja nur Worte.» Sie weint. «Und mit Worten kann man die Angst nicht vertreiben», stammelte sie wie ein kleines Kind, das sich im Dunkeln fürchtet. «Sie kommt immer wieder, sie sitzt am Bett und starrt uns an.»

Er weiss nicht, was er sagen soll. Hilflos ist er und ahnt doch zutiefst, dass da etwas sein muss, das stärker ist als Angst und Not. «Weinen Sie nicht», sagte er, «weinen Sie bitte nicht. Es wird ja noch alles gut.» Gemeinplätze, denkt er voller Hohn, Gemeinplätze... Aber auf einmal hallen durch seine Hilflosigkeit und durch die dunkle Winternacht mit mächtigen Schlägen die Glocken. Wie helle schimmernde Wellen rollen Klang und Dröhnen über die Berge. Auf der Strasse jauchzt ein Mann, im Saal spielt die Musik. Menschen jubeln, Gläser klirren, man hört Gelächter und frohe Rufe.

Und nun weiss er, was er sagen muss, nun wird die Ahnung zur starken Gewissheit, das gibt ihm ein Glücksgefühl, wie wehende farbige Tücher, wie der warme Schein der Sonne auf der blossen Haut. Ein dunkles und schmerzlich schönes Empfinden hebt ihn auf und trägt ihn fort. Was gestern trübe und verweht schien, was hinter grauen Schleiern der Hoffnungslosigkeit lag, nun steht es klar und sicher vor ihm.

«Ein neues Jahr», sagte er mit heller Stimme, «ein neues Jahr. Hörst du die Glocken? Ist das nicht schön: dass wir in ein neues Jahr gehen und wieder hoffen dürfen? Dass wir noch leben und kämpfen können? Schau, der Tod ist nichts. So lange wir sind, gibt es ihn nicht, und wenn er endlich zu uns kommt, sind wir nicht mehr. Darum wollen wir leben, als lebten wir ewig. Und dass dies alles auf uns wartet: Freunde, Musik und schöne Bücher, dieses Wissen hilft uns über die dunkelsten Stunden hinweg. Denn es ist immer schön, wir müssen nur glauben und hoffen. Wir müssen die Angst los werden.» Er geht in den Saal und kommt mit zwei vollen Gläsern zurück. «Wir wollen auf den Mut trinken. Denn nur der mutige Mensch ist glücklich. Mag kommen, was will, wir werden es tragen und immer daran glauben, dass alles noch gut wird...»

Der Wind weht. Es schneit. Sachte fallen die Flocken zur schlafenden Erde. Und durch den Wind klingen stark und mächtig die Glocken.